



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Herr von Poddbielski als Reformator. Als nach dem Tode des hochverdienten Generalpostmeisters von Stephan sein Amt dem konservativen Reichstagsabgeordneten und Generalleutnant von Poddbielski zufiel, da fehlte es in den Blättern der Linken nicht an Befürchtungen, daß dieser dem Postwesen bisher vollkommen fremde Mann aus dem Lager einer politischen Gegenpartei mit wenig verkehrsfreundlichen Neigungen den Stillstand der letzten Jahre seines Vorgängers erst recht verewigen und eher zurück als vorwärts schreiten würde. Man wurde nicht müde, immer nur witzelnd von dem „schneidigen Fusarengeneral“ zu reden, obwohl allen, die den neuen Staatssekretär bisher als Abgeordneten gesehen und gehört hatten, bekannt sein mußte, daß er in seinem ganzen Wesen und Außern von dieser spezifischen „Schneidigkeit“ nichts an sich hatte, sondern vielmehr durch seine bedächtige und höflich versöhnliche Art selbst das sichtliche Wohlwollen der Männer auf der äußersten Linken genoß, wenn er einmal das Wort ergriff, was jedoch selten vorkam. Daß er, seit er im Amte ist, etwas fester und selbstbewußter auftritt — Eigenschaften, die seine verantwortliche Stellung, von der 180 000 Menschen abhängen, nicht unangebracht erscheinen läßt —, ist an sich nicht wunderbar und auch schon menschlich erklärlich, wenn man bedenkt, daß Herr von Bötticher seiner Zeit nur seinem Phlegma zum Opfer fiel.

Das Post- und Telegraphenwesen gehört im allgemeinen wohl zu den Ressorts, in denen man sich leichter und schneller orientieren kann, und erfordert in erster Reihe nur gesunden Menschenverstand, Kenntnis der Bedürfnisse des Publikums und ein wenig praktisch erfunderischen und organisatorischen Sinn. Hat man diese, so wird man der übrigen Dinge leicht Herr, wenn man nur ein wenig Talent hat. Und es scheint in der That, als ob Herr von Poddbielski nicht ohne Talent für die Dinge des Verkehrswesens ist. Vor allem kennzeichnet ihn ein rastloser Eifer und eine wirklich anerkennenswerte Reformfreudigkeit, ein aufrichtiger Drang zu verbessern und zu vervollkommen, wie man sie lange nicht mehr erlebt hat. Wer die Vorgänge mit offenen und unbefangenen Augen verfolgt, wird das unbedingt zugeben müssen. Aber wie ein Mensch, der Talent zum Schachspiel hat, doch erst die Spielregeln und die Züge der einzelnen Figuren genau erlernen und sich geläufig machen muß, ehe er gut spielen wird, so mag es auch einem Minister ergehen, der in ein ihm ganz fremdes Ressort eintritt. Springer und Läufer werden anfangs von ihm manchmal auf Felder gestellt werden, wo sie nicht immer Vorteil bringen, und manchen Zug wird er thun, den er später wieder zurücknehmen möchte, da er seine Folgen nicht ganz übersehen hatte. Aber aus solchen Zügen, aus einigen Mattsetzungen, lernt der Spieler am meisten. Herr von Poddbielski ist jetzt etwa 2 $\frac{1}{2}$  Jahre im Amte. Es ist erstaunlich viel, was er in dieser Zeit alles vorbereitet hat, und was er an kleinern, aber gar nicht unwichtigen Dingen schon geleistet hat. Ein merkwürdiges Verhängnis freilich wollte es, daß er seine größern Vorlagen, in denen nicht notwendig zusammenhängende Dinge leider unbarmherzig zusammengekettet worden sind, bis jetzt nicht durchzubringen imstande war, eben deswegen. Aber seine Reformfreundlichkeit muß dennoch anerkannt werden. Er hat die Erhöhung des einfachen Briefgewichts von fünfzehn auf zwanzig Gramm vorbereitet; er hat einen neuen allgemein verbilligten Tarif für Briefe zwischen benachbarten Städten, einen neuen Zeitungstarif, einen neuen Telephontarif, ein Drahtwegegesetz vorgelegt und — man kann vielleicht sagen: leider — eine Einschränkung oder Abschaffung der Privatposten angebahnt. Schon früher hat er die lang er-

sehten Kartenbriefe eingeführt, deren Verbreitung die anfangs so schlechte Gummiierung nur Abbruch gethan hat; er hat in erstaunlich schnellem Fortschritte die Zahl der öffentlichen Fernsprechstellen, deren es früher nur einige zweihundert gab, mehr als verdreifacht, besonders in kleinen Orten und auf dem Lande; er hat für die größeren Städte eine selbständige Neuerung in den Fernsprechautomaten mit dem ermäßigten Zehnspfennigsatz geschaffen; er hat schon im vorigen Jahre eine Reform des Pakettarifs und die Einführung verbilligter Einkilopakete versprochen, die jetzt wirklich in Angriff genommen worden ist; er hat mit Rußland und den Vereinigten Staaten dankenswerte Postpalettabkommen zu stande gebracht; er hat am 1. Mai dieses Jahres ein einheitliches nationales Band um die deutschen Schutzgebiete geschlungen, indem er auch im Verkehr mit diesen das billige inländische Porto, das „deutsche Welt-Reichsporto“ in Kraft treten ließ; er hat Deutschlands erstes Kabel nach Nordamerika gesichert; er hat das Postgirokontto errichtet; hat Briefwagen in den Postämtern aufgestellt und gesonderte Briefeinwürfe für den Fern- und Ortsverkehr geschaffen. Am 1. Oktober dieses Jahres hat er ferner Postanweisungen mit angehängter Postkarte (zur Empfangbestätigung) herausgegeben, und Geschäftspapiere sollen auch im innern Verkehr demnächst ermäßigte Preise genießen, wie in vielen andern Ländern. Es ist also einfach eine Anstandspflicht des Publikums, und nicht zum mindesten der Geschäfts- und Handelswelt, diese emsige Reformthätigkeit — auch wenn man etwa als bedrohter Zeitungsverleger oder Telephoninteressent den einzelnen Gebührenverteuerungen oder der Privatpostvernichtung nicht Weisfall spenden kann — offen anzuerkennen, da sie doch das Zeichen eines lebhaften Verständnisses für die Bedürfnisse des Verkehrs ist und auch weitere Reformen auf andern Gebieten zu verheißen scheint. Auch lehrt sie, wie falsch es ist, wenn eine Partei gleich Lärm schlägt, falls aus einer Gegenpartei ein Minister hervorgeht, und man diesem, obwohl man ihn braucht, durch sein Geschrei gleich die gute Stimmung verdirbt. Es hat doch schon so viele konservative Minister gegeben, die nachher von der konservativen Partei heftig befehdet wurden. Die Post ist aber zum Glück ein vorwiegend unpolitisches Ressort, dessen Wohlthaten allen Parteien zu gute kommen.

Auch wir weichen in manchen Ansichten über die Reformvorlagen, die den Reichstag ja bald wieder beschäftigen werden, von den Anschauungen des Reichspostmeisters ein wenig ab; aber das soll uns nicht hindern, seiner eifrigen Fürsorge um die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse unsre Anerkennung zu zollen. Man hat manchmal ja auch die etwas burleske, aber darum gerade oft erfrischende Ausdruckweise und den mit den Grenzboten oft nicht gerade übereinstimmenden oder nicht einwandfreien Stil des Staatssekretärs angegriffen und ihm den Stephans gegenübergehalten. Doch das sind nur nebensächliche Dinge, da die Post ja ein höchst prosaisches Speditionsgeschäft ist, und man doch ein trefflicher Geschäftsmann sein kann — wie ja Blücher ein vortrefflicher Feldherr war —, auch wenn man kein besonders gutes Deutsch schreibt oder keine klassischen Sätze redet. Wir wollen hoffen, daß sich der neue Staatssekretär durch einzelne Mißerfolge nicht abschrecken läßt, wenn der Kampf um die Vorlagen in dem diesmal nur vertagten Reichstage demnächst wieder entbrennt, und daß er vor allem nicht auf die Dankbarkeit des Publikums rechnet, die oft erst sehr spät kommt. Schon Goethe klagte:

Das Publikum ist ein dummes Tier;  
Du quälst dich ab, niemand dankt dir dafür.

Zum Glück will ja aber auch nicht jeder um Lohn arbeiten, auch nicht um den Lohn des Dankes!

Deutschtum und Gelehrtentum. Zu Ehren Leibnizens hat vor einiger Zeit Professor Diels in der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Rede gehalten, die bezeichnend ist für das Weltbürgertum, das noch immer einen Teil der deutschen Gelehrtenwelt beherrscht. Der Redner hat an dem, was zur internationalen Verständigung auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete geleistet worden ist (die chemischen Formeln, die Flaggen-signale der Marine, das telegraphische Alphabet), nicht genug, sondern betrachtet das erst als die Anfänge zu weiterm: einer internationalen Sprache und einer internationalen Schrift.

Die Zahl der berechtigten Eigentümlichkeiten der Einzelsprachen, so stellt der Redner mit hoher Befriedigung fest, nehme zusehends ab; das Gemeinsame der Kultursprachen sei im Steigen. Andre Leute werden das nicht für etwas so preisenswertes halten; aber Herr Professor Diels liebt nun einmal „nationale Differenzierung“ nicht, er hält sie für „unangebracht,“ es ist also kein Wunder, daß er eine Sprache nach ihrer internationalen Zweckmäßigkeit einschätzt, und daß er die englische Sprache rühmt wegen ihrer „glücklichen Befreiung von allem grammatischen Ballast.“ Diese Befreiung ist allerdings gründlich genug ausgefallen; gerade wegen ihrer grammatischen Armut eignet sich die englische Sprache am besten zum internationalen Verständigungsmittel. Aber diese Armut als ein Glück anzusehen verrät vollends bei einem Sprachgelehrten einen seltsamen Geschmack. Wenn das der Maßstab für den Wert einer Sprache ist, warum lehrt denn Professor Diels eigentlich noch Griechisch, das doch eine solche Menge „grammatischen Ballasts“ mit sich schleppt? Er müßte doch auch das Griechische von dieser Last befreien, wofür ihm vermutlich sämtliche Gymnasiaften Deutschlands ihren tiefgefühlten, feurigen Dank aussprechen würden. Die Hoffnungen des Professor Diels scheinen auf nichts Geringeres hinauszulaufen als auf einen allgemeinen Völkerbrei. Er hofft, daß schon in der nächsten Zeit eine Verminderung der Sprachen eintreten werde, aber freilich das Russische werde nicht sobald verschwinden. Dem Deutschen scheint der Redner demnach keine lange Zukunft mehr zu versprechen; er scheint zu hoffen, daß es die Selbstentlebung mit der freudigen Opferwilligkeit vollziehen werde, die seit ein paar hundert Jahren die Zierde unsers Volkes ist. Und wenn dann unsere Sprache und damit unser Volkstum (über den untrennbaren Zusammenhang beider braucht man einem Professor der Sprachwissenschaften nichts zu sagen!) in dem Völkerbrei untergegangen ist, dann erst wird die liebe internationale Seele so mancher „deutschen“ Gelehrten Ruhe haben, die nicht müde werden, uns vorzureden, daß das erhabenste Ziel unsers Volkstums sei, der Kulturdünger für den Erdball zu werden. Aber dieser Völkerbrei ist ein Trug- und Wahngelbde. Die dem Professor Diels so verhasste „nationale Differenzierung“ ist nicht aus der Welt zu schaffen, so wenig wie andre „Differenzierungen.“

Differenzierung — oder sagen wir in schlichtem Deutsch: Spaltungen, Ungleichheiten, Gegensätze sind nun einmal ein unabänderliches Grundgesetz aller Entwicklung und damit alles Lebens. Im Naturleben wie im Menschenleben, im Leben der Völker wie der Einzelnen — überall Ungleichheit: Ungleichheit des Geschlechts und des Körperbaus, Ungleichheit der Begabung, Ungleichheit des Vermögens, Ungleichheit des Standes. Alle diese und noch viele andre Ungleichheiten sind in der göttlichen Weltordnung begründet, und der Glaube, sie beseitigen und die Menschheit zu einer Herde gleichartiger Wesen umgestalten zu können, ist ein Wahn, der in der einen oder andern Gestalt auch außerhalb der internationalen Sozialdemokratie spukt. Die „Feministen“ z. B. (es giebt für die ebenso freventliche als verächtliche Sache keinen deutschen Ausdruck!) thun so, als ob die Gegen-

fähigkeit (nicht bloß Verschiedenheit!) der Geschlechter von Körperbau, Knochen und Nerven an bis ins Geistige hinein gar nicht da wäre; gewiß eine der seltsamsten Erscheinungen in dem Zeitalter der Naturwissenschaften, daß Leute, die an der Spitze des Fortschritts zu marschieren vorgeben, eine „Differenzierung“ aufheben und ausgleichen wollen, auf der der Bestand und der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft in ganz anderer Weise beruhen als auf sonstigen Ungleichheiten. Die Sozialdemokratie handelt ja streng folgerecht, wenn sie diese Ungleichheit wie alle andern leugnet. Solange diese eine Ungleichheit, die größte von allen in der menschlichen Gesellschaft, nicht beseitigt ist, wie kann man hoffen, die andern zu beseitigen? Also — das ist der Sinn dieser Abschweifung — das Gesetz der „Differenzierung“ tritt uns überall entgegen, es gilt auch von der Sprache und Nationalität. Es wird immer herrschende Völker geben und beherrschte, wie es immer starke und schwache, reiche und arme, aufsteigende und sinkende geben wird, und eine Internationalität aller Völker wäre nur dadurch möglich, daß eins sich alle andern unterwürfe. Das Russische wird nicht nur nicht sobald, sondern niemals verschwinden, weil die Russen Russen und nicht weltbürgerliche Deutsche sind, und das Englische wird auch nicht verschwinden, weil die Engländer Engländer und nicht weltbürgerliche Deutsche sind. Angelsachsen und Russen halten sich für Herren der Erde und schicken sich an, die Herrschaft anzutreten, aber die Zumutung, im Internationalen aufzugehen, würden beide mit Hohn und Verachtung zurückweisen.

Vorläufig wünscht nun Professor Diels das Lateinische wieder als allgemeine Gelehrtensprache eingeführt zu sehen, freilich nicht ein der Grammatik Ciceros, sondern ein den modernen Bedürfnissen angepaßtes. Das werde zugleich zur „Legitimation der Gelehrten“ dienen gegenüber dem Andringen Unberufener auch aus den Kreisen der Technik. Aber ist das Lateinschreiben an sich schon der Prüfstein der Gelehrsamkeit? Die Jesuiten schreiben vortreffliches Latein; sind sie deshalb schon Gelehrte, würdig, in einer Akademie Sitz und Stimme zu haben? Auch kann man von dem Werte der klassischen Bildung sehr überzeugt sein und wünschen, daß unsre Jugend wieder gründlicher als jetzt die klassischen Sprachen beherrsche, und kann doch an der Möglichkeit zweifeln, dem Latein die internationale Rolle in der Art, wie Diels es will, zuzuweisen. Gewiß läßt sich das Denken, Anschauen und Empfinden des modernen Menschen nicht mehr in das Latein Ciceros pressen. Aber wer soll den Geist des Neulateinischen bestimmen? Wer soll die Befreiung von dem „grammatischen Ballast,“ den es doch wohl als Weltsprache nicht mehr haben dürfte, vornehmen? Eine ständige internationale Gelehrtenkommission? Irgend eine Regelung muß doch stattfinden, irgend ein Maßstab muß doch da sein, wenn das Klassische nicht mehr Maßstab sein soll. Sonst wird, solange die Völkerindividualitäten noch vorhanden sind, der Russe russisches Latein, der Engländer englisches, der Deutsche deutsches, der Türke türkisches Latein schreiben.

Doch die internationale Gelehrtensprache mag auf sich beruhen. Wenn man nur das Nationale nicht so verächtlich behandeln wollte! Professor Diels ist auch ein Gegner unsrer deutschen Schrift, und er bringt wieder den abgedroschnen Einwand vor, unsre deutsche Schrift sei nichts Originales. Als ob unsre heutige „lateinische“ Schrift etwas Originales wäre! Ich will nicht wiederholen, was ich schon einmal in diesem Blatte (1898, Heft 13) über denselben Gegenstand ausgeführt habe. Hier nur soviel: unsre deutsche Schrift ist nun einmal eine nationale Eigentümlichkeit geworden, und jedem andern Volke würde eine solche unantastbar sein. Wir Deutschen aber sind wunderliche Leute; selbst in solchen Fällen haben wir nicht den Mut, wir selber zu sein. Wir wiegen bedenklich unsre gelehrten Häupter,

setzen die Hornbrille auf, wälzen die Folianten und unterwerfen uns selber einem hochnotpeinlichen Halsgericht, ob diese oder jene nationale Eigentümlichkeit auch „berechtigt“ sei, ob sie nicht mit unserm gelehrten Gewissen streite, und vor allem, ob — sie nicht rücksichtslos gegen das Ausland sei. Rücksichtslosigkeit gegen das Ausland! Entsetzlicher Gedanke für einen guten Deutschen! Ein solches Verbrechen verzeiht er sich nie.

Professor Diels klagt dann, daß die deutsche Schrift, die schon im Begriff gewesen sei, zu verschwinden, durch unberufne Deutschtümelei wieder befestigt worden und somit die Erhebung des Lateinischen zur Weltchrift unmöglich gemacht worden sei. Nun, zu den eifrigsten Vertretern dieser unberufenen Deutschtümelei gehörte — Bismarck, der doch jedenfalls in nationalen Fragen einiges Recht hat, gehört zu werden und ein gründlicherer Kenner unsrer Volksseele ist als selbst der größte klassische Philolog. Wie zäh und unbeugsam er für die deutsche Schrift eingetreten ist, ist bekannt. Und was die Behauptung anlangt, für wissenschaftliche Werke sei nur die lateinische Schrift würdig, so ist das ein bloßes Geschmacksurteil, das der Begründung entbehrt. Die vielen wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriften, die in deutschen Lettern gedruckt sind und in der ganzen Welt gelesen werden, beweisen das Gegenteil. Also in der Gesellschaft des unberufenen Deutschtümlers Bismarck können alle Gesinnungsgenossen die Kritik des Herrn Professor Diels schon aus-  
halten.

Endlich aber hätte der Redner nicht unterlassen sollen, neben dem gerühmten Universalismus Leibnizens hervorzuheben, daß der große Mann in einer besondern Schrift seine Deutschen ermahnt hat, ihre Sprache besser zu üben, und in einer andern Schrift selber Anleitung hierzu gegeben hat. Er hat so den Boden für das geebet, was nachher Thomafius und Wolff ins Werk setzten: eine deutsche wissenschaftliche Prosa. Diese beiden Männer wagten es, mit dem Ausspruche eines andern deutschen Professors Ernst zu machen, daß des Deutschen nur die deutsche Sprache würdig sei. Diesen Ausspruch des größten deutschen Professors, der je gelebt hat, stellen wir getrost allen internationalen Schwarmgeistereien entgegen. Jener Professor ist zwar schon ein paar Jahrhunderte tot, aber er steht noch in einigem Ansehen und wird noch in Ansehen stehn, wenn diese akademische Rede eines weltbürgerlichen Gelehrten nicht einmal mehr „ein Bonmot von vorgestern“ sein wird. Jener Professor hieß Martin Luther.

Leipzig

E. Bröse

Die Klubwohnung. „Möbliertes Zimmer zu vermieten.“ Hunderttausende strömen alljährlich in die Städte und schauen aus nach der Tafel oder nach der Zeitungsanzeige, die ihnen ein Heim anbietet. Ein Heim? Ja manchmal finden wir ein Heim, auch wenn wir nur ein möbliertes Zimmer gemietet haben; manchmal haben wir das Glück, daß die Wirtsleute an uns herzlichen Anteil nehmen, daß sie uns auch in ihrer Stube willkommen heißen, daß die Hausfrau in gesunden und kranken Tagen mütterlich um uns besorgt ist. Ich möchte mich nicht des Ubergewissens schuldig machen, der alle, die fern von ihrer Familie leben müssen, in philanthropische Anstalten stecken will; ich habe auch viele echt menschliche, schöne Verhältnisse zwischen Vermietern und Mietern erlebt. Aber wahr ist es doch, daß so mancher junge Mensch nur ein möbliertes Zimmer hat und weiter nichts, und überall, wo er hinsieht, glockt ihn eine der schlimmsten Feindinnen des Menschen an: die Einsamkeit. Sie trübt ihm die Stimmung, sie treibt ihn fort, natürlich dahin, wo Menschen ihn freundlich aufnehmen. Und wer nimmt uns in der Fremde

ohne Umschweife freundlich auf? Der Wirt in der Kneipe, die Kellnerin, die Straßendirne. Man muß in der Jugend die fürchterliche Macht der Einsamkeit erlebt haben, um das „Laster“ gerecht zu beurteilen. Wir waren im Theater, wir sind noch nicht müde, das Zimmer hat nichts, was uns anzieht und uns das Herz warm macht, wir fühlen ein Recht auf Lebensgenuß, und so leitet uns der böse Geist der Heimlosigkeit Wege, die wir als Heimbefitzer niemals gehn würden.

Unsre Frommen und andre wohlmeinende Menschenfreunde wissen das, und sie gründen darum allerlei „Heime“ und „Vereinshäuser.“ Sie mögen nur weiter gründen, soweit das Bedürfnis nach ihren Einrichtungen vorhanden ist; ganz groß ist dieses Bedürfnis nicht, denn die meisten Jünglinge und ältern ledigen Männer mögen nicht in Anstalten sitzen, die offenkundig zu ihrer sittlichen Bewahrung und Hebung und zu ihrer religiösen Beeinflussung da sind; sie mögen auch nicht als Almosenempfänger erscheinen, und irgendwie bestehen alle diese Anstalten durch Zuwendungen milder Gaben und unbezahlter Dienste. Das ist ja der große Fehler unsrer Philanthropen, daß sie ihre Gütigkeit und ihre Lust an der Verbesserung der Mitmenschen nicht zurückhalten und verstecken können; dadurch verpfuschen sie die praktischsten Einrichtungen.

Wie man alleinstehenden jungen und ältern Männern helfen kann, ohne ihnen Wohlthaten aufzunötigen, ohne eine Nebentendenz zu verfolgen, wollen wir an einem schönen Vorbilde, dem Hampden Residential Klub in London, schildern. Er besteht seit 1884 und hat sich vortrefflich bewährt; gegründet ist er von Thomas Eccleston Gibb, genannt ist er nach seinem ersten Präsidenten, Viscount Hampden, seiner Zeit Sprecher des Hauses der Gemeinen. Eigentümerin ist eine Aktiengesellschaft, deren Vorstand und Generalsekretär Thomas Mosz die Leitung haben. Der Grundgedanke ist: „Gemeinsamkeit statt Einsamkeit,“ oder man könnte auch sagen: die Vorteile des Sozialismus und Kommunismus dem alleinstehenden gebildeten Manne zu bieten. Oder noch anders: man bietet ihm alle Annehmlichkeiten des Klublebens in demselben Hause, wo er schläft und wohnt.

Mehr als zweihundert gebildete Männer von achtzehn bis fünfzig Jahren wohnen und leben im Klub: Studenten, Gelehrte, Beamte, Ingenieure, Kaufleute. Nicht jeder beliebige wird genommen: wer einzutreten begehrt, muß Referenzen geben und beginnt als Mitglied auf Probe. Wer sich den Vorschriften nicht fügt oder gegen die gute Gesittung verstößt, wird ausgeschlossen; wir haben hier also ausgewählte anständige und gebildete Leute vor uns, und häßliche Szenen kommen so gut wie nie vor. Jeder hat sein eignes Schlafzimmer, das bei den besser Zahlenden auch das Behagen des Wohnzimmers bietet, im übrigen ist er Mitglied des Klubs und verfügt über dessen Räume und Annehmlichkeiten. Da kann er sich im Salon in bequemen Stühlen bei heiterm Gespräch ausruhn, er kann sich an den Flügel setzen und spielen oder singen. Behagt ihm das nicht, so findet er im Billardzimmer Hausgenossen, die an einem der drei Billards ihn willkommen heißen, oder er schreitet weiter zum Kartenzimmer und wird Mitglied des Whistklubs. Noch besser ist es ihm, wenn er zur Turnhalle hinuntersteigt und sich von den eifrigen Kraftmeiern dort auch zu körperlicher Ausarbeitung hinreißen läßt; bei guter Jahreszeit mag er gleich auf den Hof gehn, der als Tennisplatz vortrefflich hergerichtet ist. Seine Gäste empfängt er im Besuchszimmer; sind es Herren, so kann er sie bis Mitternacht überall hin nehmen, die Damen aber bleiben schön im Besuchszimmer und werden nur von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends zugelassen. In hellen Scharen kommen sie zu den Bällen, die im Klub regelmäßig im Winter stattfinden. Nun sehen wir noch hinein in das Lesezimmer, wo die

neusten Zeitungen und Zeitschriften und nicht wenige Bücher ausliegen, dann in das Studierzimmer, wo mancher für die Londoner Examina die letzten Studien treibt, dann in die Freimaureerloge, denn selbst sie fehlt nicht, aber sie giebt nicht etwa dem ganzen Institut eine Tendenz; jeder politische oder religiöse Neben Zweck ist streng ausgeschlossen. Und nun wird es uns in das Speisezimmer ziehen, wo wir uns an Speise und Trank laben können in dem Bewußtsein, daß jedoch kein Mitglied verpflichtet ist, hier je etwas zu verzehren. Frühstück giebt es hier von halb acht bis halb elf, die Portion Kaffee oder Thee oder Kakao kostet vierundzwanzig Pfennige, das Butterbrot dazu sechzehn Pfennige, der beliebte gebratne Hering auch sechzehn Pfennige. Von ein Uhr bis halb drei können wir ein Mittagessen nach der Karte haben; das Hauptstück, der Braten, kostet vierundsechzig Pfennige, das Abendessen ist um sechs Uhr; kalte Speisen zu jeder Tageszeit. Gibt es auch geistige Getränke? ist die in England sehr berechnigte Frage, und sie wird bejaht. Man begünstigt sie keineswegs, sie werden auch nicht viel verlangt, aber man führt sie, damit auch hier kein Schein der Bevormundung entstehe und niemand das Bedürfnis hat, eine Kneipe aufzusuchen.

Das Wichtigste, was das „soziale Heim“ bietet, ist natürlich die Geselligkeit, in die es den neu Eintretenden sogleich hineinzieht, der große passende Bekanntenkreis, in dem sich die Freundschaften schnell bilden. Die ersten paar Tage kann man noch etwas fremd sein, aber man muß schon sehr verschlossen sein, wenn man nachher noch unter den Zusüßerungen der Einsamkeit zu leiden hat. Schon bei unserm Eintritt hat der erfahrene Generalsekretär, dem wir ein wenig von uns erzählt haben, uns diesen und jenen genannt, zu dem wir passen werden, und bald werden wir ihm vorgestellt. Dann ist jede Woche auch Sitzung des Debattierklubs, und auch da erfahren wir bald, wer wohl Gesinnungsgenosse ist.

Und der Kostenpunkt? Wenn wir vom Essen und Trinken absehen, das wir auch außerhalb haben können, so zahlen wir für unser Zimmer sieben Mark fünfzig Pfennige bis dreizehn Mark die Woche; das sind für London sehr mäßige Preise, zumal da alle Arten Wäder, Zimmerwäsche, Beleuchtung und Stiefelputzen eingerechnet sind, und man im ganzen Hause kein Trinkgeld kennt. Die Mitgliedschaft im Klub kostet sechs Mark im Vierteljahr oder einundzwanzig Mark im Jahre; bei mittlerem Zimmer kostet uns also das Leben in der Klubwohnung gegen fünfhundert Mark im Jahre, dazu kommen die Ausgaben für Speise und Trank.

Erwähnt sei noch, daß auch „Mitglieder auf kurze Zeit“ aufgenommen werden, soweit der Raum reicht, also z. B. auswärtige Gelehrte, die eine Zeit lang in London zu thun haben, oder Kaufleute, die häufig dort Tage und Wochen zubringen; bloße Tagesgäste gehören natürlich in das Hotel.

Die Anwendung auf Deutschland liegt nahe. Für unsre Studenten z. B. könnten wir akademische Klubwohnungen gebrauchen, denn sie werden durch ihre Einsamkeit, die oft weit in das Semester hineinreicht, sehr geschädigt; aber wer schafft so etwas in Deutschland, ohne es durch Mildthätigkeit, Bevormundung und Bekehrung zu verderben? Für ärmere Männer, Gefellen, Fabrikarbeiter haben wir dieselben Einrichtungen in schlichter, billiger Ausführung nötig. Aber auch hier wirkt jede anti-sozialdemokratische oder sozialdemokratische oder pietistische oder sonstige Tendenz wie Gift. Wir müssen schon lernen, uns wie Kaufleute zu gebärden, auch wo wir Menschen nützen wollen.

Wilhelm Bode

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig